

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 40

Artikel: Moblimachung
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648949>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mobilmachung.

Seit dem 2. September steht unser gesamtes Heer unter den Waffen. Mit einer Bereitwilligkeit und einem Opfermut im Kleinen wie im Großen folgten alle Wehrpflichtigen vom 20. bis zum 48. Altersjahr dem Ruf des Bundesrates, bereit, das Letzte dem Lande zu geben, was der Tag verlangen werde. Wir alle, Soldaten, Hilfsdienstpflichtige, Luftschutz und auch die Zuhausegebliebenen dürfen stolz sein auf diese Einmütigkeit, mit der die Lasten der Mobilmachung übernommen wurden und getragen werden.

Noch nie war das ganze Volk so einig, noch nie so entschlossen und daher auch noch nie so ruhig und gefaßt. Noch nie aber waren auch die Opfer so groß, die jeder Einzelne bringen muß — und bringen soll.

Damit allerdings, daß es am 2. September so war — daß es heute noch so ist, dürfen wir uns nicht zufrieden geben. Denn es muß so bleiben, wenn wir nicht Zeiten entgegengehen wollen, wie sie uns vom Jahre 1918 noch in allzu deutlicher Erinnerung sind.

Da ist vor allem einmal die Existenzfrage derjenigen Familien zu nennen, in denen der Vater heute das Wehrkleid trägt.

In einer Einheit der Territorialinfanterie sitzen die Unteroffiziere beim Mittagessen. Die Postordonnanz verteilt Briefe und Zeitungen, und im Ganzen herrscht die frohe Stimmung, wie man sie von Wiederholungskursen her gewohnt ist. Korporal E. hat ebenfalls Briefe erhalten, von denen er mir einen über den Tisch reicht. Sein Brotherr teilt ihm darin in dünnen Worten mit, daß er bedaure, ihm vom 1. September an den Lohn nicht mehr ausrichten zu können. Korporal E. ist Reisender mit Firmum und Anteil am Umsatz und ist Familienvater, sein Brotherr Inhaber einer großen Exportfirma der Lebensmittelbranche und — nebenbei gesagt: Armeelieferant.

Auch Wachtmeister F. starrt nachdenklich auf ein Schreiben, das er eben erhalten hat. Auch ihm teilt man mit — er ist Lagerchef und Chauffeur —, daß es der Firma unmöglich sei, ihm auch weiterhin den Lohn zu bezahlen. Immerhin, man will ihm für die nächsten drei Monate die Hälfte ausrichten und stellt ihm in Aussicht, nach Ablauf der genannten Frist, die Ausrichtung der Besoldung noch einmal zu prüfen.

Bor mir liegt eine Zuschrift einer militärischen Amtsstelle. Sie teilt mit, daß ein Beamter einer großen schweizerischen

Versicherungsgesellschaft, der bisher im Ausland tätig gewesen war, eine, seiner Bildung entsprechende Tätigkeit suchte. Die Agentur der Gesellschaft, wo der Beamte bisher gearbeitet habe, sei geschlossen worden, und obwohl er bereits seit zwanzig Jahren im Dienst gestanden, weigere sich die Gesellschaft, ihm die Besoldung auch weiterhin auszurichten. Ebenso wenig biete sie ihm eine Verdienstmöglichkeit in der Schweiz.

Das sind drei Fälle, die ganz bestimmt nicht vereinzelt stehen.

Es wäre natürlich falsch, wenn man allzu sehr verallgemeinern wollte, und ebenso falsch wäre es, in allen diesen Fällen den gleichen Schluß ziehen zu wollen: die sämtlichen Geschäfte und Firmen hätten ohne Ausnahme und für alle Zeit den im Dienst stehenden Arbeitern und Angestellten den vollen Lohn auszurichten. Aber eine Pflicht erwächst allen Arbeitgebern: dafür zu sorgen, daß alle ihre bisherigen Mitarbeiter gegen Not gesichert bleiben. In vielen Fällen wird es ihnen nicht möglich sein, auf unbestimmte Zeit Verpflichtungen zu übernehmen, welche ihre eigene Existenz in Frage stellen könnten. Hier muß von Fall zu Fall ein Weg gesucht, von Fall zu Fall eine Abmachung getroffen werden, die den Arbeitnehmer vor dem Allergsten bewahrt und gleichzeitig für den Arbeitgeber tragbar ist.

Doch glücklicherweise dieses Bedenkliche, daß wir eben ange deutet haben, von all dem Erfreulichen und Egreifenden an Hilfsbereitschaft weit überstrahlt wird, kann man Tag für Tag feststellen. Abgesehen von all den großen Organisationen, die ins Leben gerufen wurden, um unseren Soldaten und ihren Familien zu helfen, sie zu unterstützen und vor Not zu bewahren, besitzen bereits viele unserer militärischen Einheiten ihren eigenen, bescheidenen „Hilfsverein“, der da und dort einspringt, wo dringende Hilfe rasch handeln muß. Und wo man auch anloopt — überall findet man Gehör und eine offene Hand.

Seien wir uns alle bewußt: Es genügt nicht, wenn unser Heer wachsam und bereit an der Grenze steht. Ihm zur Seite muß auch ein Volk stehen, welches bereit ist, mit dem Soldaten alles zu tun, um unser Land zu bewahren, und welches bereit ist, mit dem Soldaten durchzuhalten im kommenden Winter und vielleicht noch viel, viel länger. —

R.

Soldatenleben

„Soldatenleben, ei, das heißt lustig sein!“ Ein altes Lied, ein Lied, das längst nicht mehr gilt, wenn man an den Hintergrund des Lebens als Soldat, an den Krieg, denkt. Und doch, wie schon in den Jahren der Grenzbefestigung von 1914 bis 1918 die gute Laune immer und immer wieder die ungemütlichsten Lagen überwinden half, so schlägt sie auch diesmal Brücken zum Menschen im Soldatenrock. —

Wir stehen irgendwo im Bernerland. Am einen Tag ziehen wir auf Wache, am andern üben wir das Waffenhandwerk. Wie schon früher, eben während der langen Zeit der Grenzbefestigung 1914 bis 18 und später während den Wiederholungskursen haben wir uns häuslich eingerichtet. Jeder wird eingestehen: So schön, wie es hier ist, so kameradschaftlich wie in diesem Dienst, auch wenn dessen Ende nicht abzusehen ist, und so reibungslos wie jetzt, funktionierte die Maschinerie des Militärbetriebes noch nie. Wir wohnen in einem Schulhaus, und bald einmal zierten allerlei Zeichnungen und sinnreiche Sprüche die Wandtafeln, die sonst gewohnt sein möchten, Rechenegemel und grammatischen Übungen an mehr oder weniger wissbegierige Schüler weiterzugeben.

Und doch: Trotz allem, heimgehen möchte gerne jeder. Man spricht hie und da davon, aber so schlecht klingt die weise Zurückhaltung nicht.

„Wenn daß mer hei chöi d's nächste Mal
das seit is de der General!“ sagt ein wenig launig, aber voll des Bewußtseins einer von allen getragenen Pflicht einer der angeschriebenen Sprüche. Wenn aber je einer fragen sollte, weshalb wir im feldgrauen Kleide stecken, dann belehrt ihn ein Blick auf die Wandtafel:

„Zum Schutze unserer Lieben
zur Verteidigung unserer Heimat
find wir ausgerückt.“

damit aber auch der Hinterste wisse, wofür er da ist, wird anderswo ergänzt:

„Mir sie nid nume hie zum Gspaße
U chöi nid allipott ga jasse!“ Auf das tägliche Leben als Soldat spielt ein wenig stachlig an:

„'s isch immer eine dr Letscht gsi —
doch sött's nid immer dr glich si!“ Selbstverständlich gibt der Soldat auch seinen Vorgesetzten

ab und zu gern einen wohlgemeinten Rat. So wurde denn ins Unteroffizierszimmer geschrieben:

„Bergiſſ nie d'Mäſſ —
Brüel nid so räſſ!“

Und zum Schluß weist der Soldatendichter dann doch in allem Ernst wieder hin auf das, was den letzten Soldaten erfüllen muß:

„En Armee mueß tüchtigi Soldate ha.
Mi er müehe alli zämeha
Wenn's Schwyzerhuus soll bliibe stah!“

und derber aber umso träfer:

„Aus unsren harten Bernergrinden
durf nie die Zuversicht verschwinden!“

Am Sonntag treffen sich die Männer mit ihren Familien, mit Frau und Kindern, mit der Braut und all den Lieben, denen tagein, tagaus das Denken und wohl die Sehnsucht gilt. Und wenn beim Mittagessen der Speiseraum einem großen Familienrestaurant gleicht, dann sieht man so recht, welch große Gemeinschaft unser Volk im Grunde ist. Vor uns steht der erste Kriegswinter, möge die gute Stimmung, da und dort ein loses Wort, ihn überdauern helfen zu einem Frühling, der nichts mehr weiß von Krieg.

R.

Unverständliches.

Die ganze Armee ist unter die Fahnen gerufen. Mit dem Eid hat jeder Mann geschworen, selbst mit dem Leben für die heilige Erde der Heimat einzustehen. Jeder Soldat bringt dem Staate große Opfer, Einzelschicksale verschwinden, es geht um alles. Das hat jeder anständige Bürger begriffen und versucht auch an seinem Platz, mit seinem Einsatz zu helfen. Trotzdem gibt es einige wenige, welche aus der Mobilisation und dem Krieg ihre eigene Kasse füllen möchten — um es frei herauszusagen. Diese Sorte Patrioten müssen sich gar nicht wundern, wenn sie sich das Mißfallen oder gar den Haß der Bevölkerung und auch der Soldaten zuziehen. Denn das Auftreten dieser Kriegsgewinner ist gerade bei der Truppe selbst erbärmlich und traurig.

Schon am ersten Mobilisationstag tauchten da und dort Händler mit Lungenwagen auf, die den durstigen Soldaten verschiedene Sorten von mehr oder weniger gefärbtem und mit Fruchtsaft vermischt Wasser verkauften. Besonders unbeliebt machte sich ein Händler im Dählhölzliwald, der eine kleine Flasche eines roten, wertlosen Mineralwassers für 50 Rp. verkaufte und daran mindestens 100 % verdiente. Trotz dem enormen Absatz war das Wasser nicht gefüllt und vermochte den Durst nicht zu löschen. Um ja recht viel absetzen zu können, wurde zum Beispiel Soldaten, die mit großen Geldstücken kamen, nichts verkauft, um ja keine Zeit mit Wechseln zu verlieren. Unsere Soldaten waren an diesen heißen Mobilisationstagen sehr durstig und auf diese Mineralwasserhändler angewiesen. Dieser Umstand allein wurde von diesen nur auf Gewinn bedachten Herren (und auch Damen) ausgenützt.

Noch ein anderer Fall, der sich irgendwo in einer kleinen, mit Truppen belegten Ortschaft abspielte, und sicher auch noch den Schweiz. Wirtverein beschäftigen wird. In der fraglichen Ortschaft sind über tausend Mann eingekwartiert. Im Orte selbst gibt es zwei Wirtschaften, die natürlich sehr stark besucht werden, da ja unseren Soldaten keine andere Wahl bleibt. Es wurde hier langsam bekannt, daß sich gerade die größte der beiden Wirtschaften sehr auf den Gewinn eingestellt hatte. Erstens fehlte es an festen Preisen. Einmal kostete eine Wurst mit Brot 70, 80, oder gar 90 Rp. Auch die Weinpreise waren nicht fest und änderten täglich. In Zeiten des größten Verkehrs wurde die Auslage der Schinkenbrote für 80 Rp. immer kleiner. Für eine Flasche Bier wurde ohne Glas 50 Rp. und mit Glas 60 Rp. verlangt. Trank aber der Mann mehr als eine Flasche, wurde ihm dieser Zuschlag trotzdem er doch nur einmal ein Glas bezog, jedesmal berechnet. Das Servierpersonal ging darauf aus, es auf die Reklamation der Soldaten ankommen zu lassen und verkaufte auch das Bier ohne Glas für 60 Rp. Besonders draftisch wurde das traurige Gebahren an einem Sonntag, kurz nachdem unsere Soldaten den ersten Sold empfangen hatten. Ein bekannter Hotelier aus Bern spendete einer Gruppe Soldaten, die ihm persönlich unbekannt war, spontan eine Runde

Flaschenbier; fragte die Serviettochter, ob die Herren schon bezahlt hätten, diese verneinte, obschon sie kaum zwei Minuten vorher bei der jassenden Soldatengruppe den Betrag eingezogen hatte. Es handelte sich hier um fünf bis sechs Flaschen, die doppelt bezahlt werden mußten. Ein ähnlicher Fall ereignete sich bereits vorher schon einmal in der gleichen Wirtschaft. Viele Kleinigkeiten deuteten darauf hin, daß man hier an diesem Sonntag förmlich darauf ausging den Soldaten den Sold aus der Tasche zu ziehen. Es herrschte ein riesiger Andrang, fast alles wurde nur noch auf Papptellern serviert, und die Portionsnungen wurden zu gleichbleibenden hohen Preisen immer kleiner. Auch ohne Glas wurde versucht für das Flaschenbier 60 Rp. zu verlangen. Der anwesende bernische Hotelier hat darauf eine der Serviettochter gehörig zurechtgewiesen, trotzdem wurden diese traurigen Machenschaften nicht abgeblasen. Ein Unteroffizier, der von Soldaten auf dieses Treiben aufmerksam gemacht wurde, und während zwei Stunden den Betrieb studierte und beobachtete, mußte sich von den Angaben der Soldaten überzeugen und erlaubte sich, die allzugeschäftige Wirtin höflich und anständig darauf aufmerksam zu machen und um Abhilfe zu ersuchen. Dieser Unteroffizier, der es bestimmt nur gut mit seinen Soldaten meinte und für eine gerechte Sache eintrat, wurde von der Wirtin übel angefahren, — ja es wurden ihm die Bestecke abgeräumt und Weisung gegeben, ihm nichts mehr zu servieren.

(Nachträglich sei nun erwähnt, daß auf Anordnung der Heerespolizei die Preise offen angeschlagen und teilweise bedeutend herabgesetzt wurden. Doch auch jetzt gibt es noch Klagen.)

Es geht nun hier nicht um die zuviel verlangten 10 Rp. oder um eine kleinliche Rappenspalterei, die doch immerhin bei den an einem Sonntag verkauften 1100 Flaschen einen guten Betrag ausmachen. Es handelt sich hier um die Einstellung gegenüber der Truppe und ihren Opfern im Dienste der Heimat, die nicht zur ungerechtfertigten Bereicherung einiger von der Einberufung verschonten Civilpersonen dienen soll. Allein der bewußte Versuch, mit unseren Wehrmännern verdienen zu wollen, ist ein trauriges Verbrechen.

Es ist sehr traurig über solche Vorfälle schreiben zu müssen, aber es ist wichtig, einmal mit dem bekannten Baumfahl zu winken. Denn so vereinzelt diese traurigen Wichte der Gewinnler auftreten, rufen sie doch unter den Soldaten oft große Erbitterung hervor. Die Kommandos geben sich alle Mühe, solchen Vorfällen zu steuern, doch können diese geschäftstüchtigen Unternehmen nicht immer sofort entdeckt werden.

Jeder, der sich heute aus der geschlossenen Abwehrfront unseres Volkes selbst ausschaltet, und da glaubt, mit unseren Soldaten und aus der ernsten Tatsache der Generalmobilisation persönliche Geschäfte zu machen, ist eine der traurigsten Kreaturen im Vaterland. Dies als Warnung an alle, die es angeht. Damit Schluß dieses traurigen Kapitels.

Stürmi.